

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 17 (1935)
Heft: 42

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

aber, die gerne in stichtbarer Gemeinschaft sich unter ein gemeinsames Obet sammeln und mit einander kühl feilschen über dem Anliegen des Friedens, für die hat die Kirchenpflege kaum Mühe in freundschaftlicher Weise ihre Kirche zur Verfügung gestellt. Wer an diesem gemeinsamen Obet teilnehmen will, möge sich heute abend um 20,30 Uhr im Frauentempel für eine halbe Stunde einfinden.

Frauen, die der Anregung der Vorkämpferinnen Folge geben.

Vorlesung: Zusammenarbeit und Solidarität.

und eine Diskussion in einer Sitzung, wo grundsätzliche Meinungen einander gegenüber stehen, nicht ohne tiefe Empfindlichkeit ertragen. Wir sind Lesefürer für die eine Seite einer Angelegenheit der andern gegenüber ungenügend zu werden, zu urteilen, bebend vor gründlicher Kritik, zu kritisieren oft nur aus Freude an der Kritik! Kritik gehört ja mit zur fruchtbarsten Arbeit, sie ist notwendig und am Platze, wenn sie im richtigen Ort, an der Adresse, für die sie bestimmt ist, angebracht wird. Aber sie wirkt zerstörend, wenn sie so halb im Vorborgenen laut wird und weitergetragen aus den Reihen der Beteiligten hinaus in die Kreise jener, die wir zu beglückseligen, sie aufzufassen und uns zehnfach verdächtig gegen unsere ganze Bewegung überhaupt ins Feld zu führen. Mit jeder unaufrechten Kritik greifen wir nicht nur die Betroffenen selber an, wir schaden unserer eigenen Arbeit, denn sie ist ja ein Teil dieses Ganzen und wir sind dann selber mitschuldig, wenn es nicht so wäre, würde geht mit unser Bestrebungen, wie wir hoffen und die Achtung und Anerkennung unserer Bemühungen nicht so unbedingt ist, wie wir glauben erwarten zu dürfen. Wir wollen überall da, wo wir mit dem Vorgehen und dem Arbeiten der andern nicht recht einverstanden sein könnten, versuchen, selber vermehrt mitzutun und vermehrte Verantwortung auf uns zu nehmen, vielleicht vermögen wir dann wirklich etwas zu ändern und zu bessern, vielleicht aber auch lernen wir einsehen, warum es eben so ist und nicht anders, warum der eine Ausweg ergreifen wurde, weil ein anderer nicht gangbar war.

Nun haben wir allerdings manchmal auch mit Organisationen zu tun, in deren Arbeitsgebiet wir eben nicht selber eingreifen können, und wo wir doch oft berechtigten Grund zur Unzufriedenheit zu haben glauben. Wir wollen aber auch da uns alle nur denkbare Mühe geben, zu verstehen, und wenn wir wirklich nicht mehr billigen können, zu versuchen, an richtigen Ort darüber zu reden, offen und mit der Anteilnahme und Liebe, die wir der Sache entgegenbringen. Manchmal erreicht man mit diesem ehrlichen geraden Vorgehen doch weit mehr, als man zu hoffen gewagt hätte, aber selbst da, wo wir eben nicht im Frieden bleiben können, weil es dem geistigen Wohlstand, der uns wohl doch das einzige Mittel, ihn langsam zu gewinnen in unserer absoluten Unvollständigkeit, die es vermindert, Aufsehenbesonderheit auf eine Fehler hinzuweisen. Denn wir dürfen und können es uns nicht leisten, nach außen den geringsten Beweis von Uneinigkeit und Unanimität unter unsern Frauenverbänden zu stiften, nicht bloß weil unsere Stellung heute unmittlerbar ist als je und weil, wie schon gesagt, die Zahl jener nur allzu groß ist, die wir darauf warten, daß ein Verlangen unsererzeitigen ihnen die vollkommenen Angriffsfläche bietet, sondern auch um der andern willen, die sich nicht freuen dürfen, die Mängel und Unzulänglichkeiten, die wir glauben, die im konzentrierten Frauenwillen die letzte Kraftreserve sehen, die im Kampf um die gefährlichsten Menschheitsgüter noch aufzubringen wären. Ein Beweis der Unvollständigkeit, der Unzulänglichkeit unsererzeitigen wiegt schwerer als selbst ein taktischer Fehler.

Arbeitsolidarität.

Ein weiteres, das wir uns angelegen sein müssen: wir dürfen nicht die einzelnen in unsern Reihen zu stark belasten. Wir lassen es meist ruhig geschehen, daß Einzelnen, die sich in der einen oder andern Beziehung besonders geeignet oder befähigt erweisen haben, immer wieder Aufgaben obliegen, es ist am bequemsten so, man weiß, es wird gut gemacht, man findet, jene habe ja Übung und man entlastet somit sein Gewissen, das einem ganz deutlich bemerkbar zumeist, man wäre eigentlich verpflichtet, auch seinerseits ein Mehreres

an Arbeit und Belastung auf sich zu nehmen. Was braucht es oft für unendliche Mühen, sich um ein kleines Vermögen in irgend einem Frauenverein zu bemühen? Was gibt es alles für ungläubliche Ausreden, warum man nicht kann oder mag, oder sich nicht fähig fühlt, oder nicht darf. Und dabei gibt es doch nur eine Mengefrage zu stellen: Ist das Fortbestehen des in Frage stehenden Vereins oder dessen Arbeit notwendig oder nicht? Wer es vermeint, nun, der möge eben den Vollen unbedeutend lassen und die Verantwortung für das Aufstehen der Arbeit auf seine Schultern nehmen; wer es aber behauptet, nicht mit diesem Angelegenheit auch fortzu sein, seinen Anteil an Vorkämpfern auf sich zu nehmen und muß es irgendwie mit seinem Alltagspensum an Arbeit vereinigen können. Und bei näherem Zusehen geht es meistens doch! Wie manche Vorkämpferin vertritt doch ungenügend, wie manche persönliche Liebhaberei läßt sich noch ein wenig einschränken, wie manches läßt sich überhaupt vereinen, wenn man sich aus der Meinung zu geistiger Bequemlichkeit ein bißchen energisch aufstellt.

Unjenseit hat man eben gar nichts auf der Welt, nicht einmal die Zugehörigkeit zu einer Idee. Auch das verlangt Verantwortung und Mitarbeit! Niemand darf dürfen wir uns nicht schuldig machen am Bestehen, am Bestehen der Bewegung dadurch, daß wir es ruhig geschehen lassen, daß einzelne alles tun müssen, bis diese Einzelnen das Ganze eben nicht mehr richtig tun können und die misslichen Folgen sichtbar werden. Oder bis das Eine vor dem Übermaß der Arbeit zusammenbricht, plötzlich ganz ausschalten muß und niemand sich in der überausenden Sachlage zurecht zu finden weiß. Abgesehen davon, daß ein Gedanke nur dann sich fruchtbar auswirken vermag, wenn er sich auf einen weiten Kreis verantwortungsbewusster Träger stützen kann, eine Organisation, in der eine alles tut und die andern nur zählende Mitglieder sind, ist zum Vorhanden auf den Nachhaken gestellt.

Wir sind aber nicht nur zur Solidarität verpflichtet in der Arbeit unserer Verbände, sondern vor allem auch zwischen jedem einzelnen unter uns. Und es scheint mir, als ob dies in der heutigen Zeit beinahe noch schwerer wäre als das erstere. Ein jedes steht durch seine Familienbindung mehr oder weniger in Beziehung zu irgend einer Interessengruppe und es fällt manchmal nicht immer leicht, sich den Willen klar und die Stimme des Herzens unbedeutend deutlich zu erhalten für das, was es der Gesamttheit unserer Geschichtsgemeinschaft schuldig ist. Nicht ohne tiefes Bedauern konstatiert man, daß es noch sehr fehlt die Spannung zwischen Verantwortlicher und unverantworteter Frau wieder schärfer geworden ist. Manche im Erwerbsschaff stehende, alleinstehende Frau will der verheirateten Frau das Recht auf Selbstbestimmung nicht mehr zuerkennen und manche verheiratete Frau sieht in jedem lernenden, strebenden jungen Mädchen und jeder selbstständig Berufstätigen eine allfällige Konkurrenz für Mann und Söhne und will nur das, was in ihre eigene Schöhre hineinwächst, als zulässig für andere weibliche Wesen gelten lassen.

Niemand verkennt die Tatsache, daß die gegenwärtige Notlage groß ist (man weiß auch, daß ungenügende Auswägung bestehen) und man läßt keinerlei Vorzug unbenutzt, um der Arbeitsleistung zu schaffen, die junge Leute beiderlei Geschlechtes den Mangelerscheinungen zuweilen und gründlich hilft man aber nicht dadurch, daß man versucht, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen, daß man mühsam Ertrungenes leichtfertig wieder preis gibt und gewohnte Zustände heraufbeschwören will, die sich eben doch ganz anders auswirken würden, weil wir selber und die Verhältnisse anders geworden sind, sondern nur dadurch, daß wir das Verantwortungsgesühl in jedem einzelnen zu stärken lernen, damit jedes sein Tun in die großen Zusammenhänge hineinstellen lerne und aus jedem Pflichtbewußtsein heraus auch seinen Anteil an Verantwortung überträgt auf sich nehme. Mehr Solidaritätsempfinden, auch in ungezählten aufeinander nebensächlichen Dingen des Alltags! Denken wir nur an das große Problem des hauswirtschaftlichen Dienstleistungsjahres, ab es sich volkswirtschaftlich so auswirken wird, wo wir Frauen für einander einzustehen bereit sind und einsehen, daß wir nicht nur an unsern eigenen Kindern zu Erziehungsarbeit verpflichtet sind, oder denken wir an den Einfluß der Frau als Konsumentin, Heimarbeit — Handarbeit — Frauenarbeit — diese Begriffe bedenkt sich ja fast

hoffentlich, wer die Konsequenzen daraus zu ziehen bereit ist, muß sich allerdings zum vornherein klar sein, daß es ohne Opfer nicht abgeht. Denn wer sich heute ernsthaft vornimmt, vor allem Dinge zu kaufen, die unter gerechten Arbeitsbedingungen gemacht worden sind, die einem wenig begüterten Menschenkind die bescheidene Möglichkeit zu einem menschenwürdigen Auskommen bieten sollen, der muß mehr dafür auslegen, und das ist ein Unlust, der heute bei den meisten Leuten ins Gewicht fällt. Aber wir können nicht um diese Forderung herum, denn die praktischen Folgen sind ganz bedeutend und die geistigen vielleicht nicht weniger. Man nehme nur mit an, daß irgend etwas umgehört und ohne Rücksicht auf den Wert, bis hinunter zu man weiß nicht, was dann da eine Frau, die sonst unsere Beiträge bezieht, ihnen nun plötzlich fern bleibt, eine andere aus einem Verein austritt und bei näherem Zusehen erweist es sich, daß dem schlichten Rechtsempfinden eines einfachen Gemütes die Disziplin jüdischer theoretischer Einstellung und praktischem Tun nicht tragbar erschienen ist. Und vielleicht handelt es sich gar nicht um denselben Menschen; aber es ist ja immer so, ein begangener Fehler wird nicht nur dem Fehlenden selbst zur Last gelegt, sondern dem ganzen Kreis, in dem er geht. Wenn wir in irgend einem Punkte unserer Verpflichtung zur Solidarität nicht treu geblieben sind — sei es im Wort oder Tat — haben wir es nicht nur uns und dem Betroffenen selbst zu Lasten getan, wir haben dann in die sorgsam geübte Umfriedung unserer Idee eine Wunde geschnitten, wodurch zerfallende und zerfallende Elemente viel ungemühter eindringen können.

Ehe halten.

Und endlich müssen wir bereit sein, immer und wo es auch sei, in der ganzen Tragweite, die diese Forderung in sich schließt, die geistige Verantwortung auf uns zu nehmen. Auch dann, wenn z. B. unsere Bewegung angegriffen wird in der Kritik an einem Menschen, mit dessen Tun wir tatsächlich nicht reiflos einverstanden sind und wo es dann einigen Mut braucht, das „dennoch“ auf uns zu nehmen und uns selber zur Zielscheibe des Angriffs zu machen. Aber man kann sehr wohl einen Fehler zugeben und doch den Gedanken, der dem Ganzen zugrunde liegt, beibehalten, man kann der Idee treue halten, selbst wenn menschliche Unvollkommenheiten vorübergehender Natur einseitige, unvollständige Stellungnahme behauptet uns vor, unsere gesamten Bestrebungen in Selbstkritik und Kraftlosigkeit zurück zu lassen und hilft uns, ihnen langsam die Achtung und die Ehrlichkeit vor Augenstehenden zu erringen, die sie eben doch notwendig brauchen zu ihrer endlichen Verwirklichung.

Keine Zeit kann von sich selber erweisen, wo ihr Gütes und ihre Schwäche liegt. Auch wir können es nicht. Eine spätere Generation wird erst über uns das Urteil fällen, ob wir, die Träger der heutigen Hohe der Frauenbewegung, ihren Gehalt beibehalten oder ob wir ihn verzerren haben. Wir können uns nur darum kümmern, die Aufgabe, die die heutige Stunde an uns stellt, zu erkennen und darnach zu tun. Vielleicht ist sie ja nicht so sehr in Daten als im Sein. Unsere Geschicklichkeit ist nicht immer der Gradmesser für den inneren Wert und höhere Erfolglosigkeit braucht nicht unbedingt Stillstand zu bedeuten.

Wir wollen in die Tiefe gehen, wo wir nicht in die Breite gehen können. Wir wollen die Möglichkeiten voll ausnützen, die uns gegeben sind und wir wollen nie vergessen, wo die stärkste Kraft liegt in aller Arbeit für uns mit den Menschen: in der Liebe, die wir untereinander haben.

Ehe — ein „endlos Wagen“.

„Und Liebe, das ist nicht dem Alter gleichend? Doch fürchtet sie, aus Färditen ist sie selig. Dem all ihr Glück, was ihr's? — ein endlos Wagen.“ (Mörke)

So findet der Dichter, und auch wir dürfen die Schwierigkeiten der Ehe für moderne Menschen nicht verweigern. Bekanntlich bleibt die Wichtigkeit oft nur zurück hinter die Wichtigkeit und oft zum Beispiel in den zahllosen Fällen, wo eine lediglich um materielle Vorteile willen geschlossenen und zum Geschäft erdrückt.

* Aus „Die Frauen und die Liebe“, von Marie Anne Weber (Verlag Langewiesche, Königstein i. T.).

Wünsche aus uralten Tagen, die ihre Schönheit bewahrt, weil sie unerfährlich blieben. Heute ist es still auch hier. Ferner Glodenland schwebt herein durch die Stämme, dort, wo der Pfad von silbergrüner Dämmertiefe umfließen, ins Freie führt. Ein paar Augenblicke lang bricht durch die Kronen das Himmelslicht herein, in viele magische Bündel zerlegt, wie es zwischen den Felsen herrliche uralter Dome schwebt. Und wie dort unersichtbare Räume in den Strahlenbündeln auf- und niederstiegen, so schweben hier lautlos und leicht die Blätter aufsteigend ins Dunkel hinein, daß andere Herz und anderer Wald die Frühlingserlöser trüben.

Ich mußte es, das war das Mysterium des Erlebens in der Natur, das die Seele ihres Serzens, im Walde, wo er am dunkelsten und einsamsten ist, gelehrt wird, einem göttlichen, lichtvollen Augenblick lang, in dessen draußen die Sonne den Weg bestrahlt und alle lebenden Wesen wieder von lebendem Erden künden. Schwebend lag meine Augen auf neue die ferne Bracht, und es war mir schwer sie im Rücken zu lassen und bergab zu wandern zu den Wohnungen der Menschen.

Aber wie mir die Hügelland endlich die Klidschau verwehren, da glänzt der See heraus und schimmern die Bäume taumelnd und wimmern unter einem Himmel, so klar wie am schönsten September. Martiniertum bestrahlt die weißen Säulen und die herbernden Gärten und löst den müden Blumen noch ein liebliches Rädelchen ab und küßt noch einmal die Welt in Liebeswärme, es ist die goldene Frühlingsträume, die besten Sommerlicher, der Herbstes Reuehmigkeit vermischt steht in die lange, kalte Nacht, in der Pan schlüft

und mit ihm die Klänge, Düfte und Farben seines Waldes, meines liebsten wilden Gartens.

Marie Weber.

„Teatro siciliano“.

Der Schreiber von Monteverdi jagte, Catania, meine Vaterstadt ist die schönste und lauter in Italien.

Er hatte wieder keine andere gesehen, denn in diesem Dreck, Staub, Lärm und Gestank fällt es uns schwer in seinem Loblied mitzugehen.

Meinredig zur Entlastung unseres harten Urteils, zur Erklärung unseres Unbegreifens: der Sicilianer.

Sauke Drangen schimmern im Meer, reisende Italiener erkennen man an ihren Koffer-Koffen, Es ist an allen Ecken fest, die Stadt löst sich nach der Gründung des Autos, doch gibt es neben zweifelhafte Karren schon vierdrache Fahrzeuge. Die Zeit ist bei uns verachtet, Gedächtnis, Hinfälligkeit und Kollapsarbeit. Von Gestalten ganz so schweben: die größte Latrine der Welt ist die Hofmühle von Catania.

Der Cicero weht nicht, er steht, umhüllt uns mit ein heißes Nicht und legt einen mittleren Schatten auf das Pr.

Im Markt, wo der schwarze Elefant auf seiner Säule sich wundert, gibt neben Karbidglanz, Fischautionsglanz, Kolonotiranz, gebundene entragte Döringe mit Salat, und wulstigen Wein.

Die Stadt ist groß am Abend, der Verna rückt aus dem Schmetzler und die Konditionen sind Schmetzler. Wir auch. Ein gewisser Graf Karolus von Ungaru steht auf einem Podium und schließt

Schwerer, Verdauung normal. Es ist frühestes Frühstück, der Sonnenstrahl die Höhe.

An einer Straßenecke hängt ein grellsüßes, blutdürstiges Gemälde, ohne Aufschrift und Buchstaben, daß es selbst die Analphabeten lesen können. Aber dennoch will uns einer Auskunft geben, besäumt lächelnd verwinden die Betragten: das es so etwas noch gibt in unserer modernen Stadt.

Ein Buppenhändler, meint ein Junge, aber da geht man doch nicht hin. Reigt uns schließlich die Gasse, eine schmale Gasse in düsteren Viertel, das Haus, eine große Scheune ohne Fenster.

Zumalen wird der große Wirtshaus unvollständig, unter Stern ist noch und frisch, alle Sinne bereit zu empfangen. Teatro siciliano steht über dem herbelebenden Eingang.

Wir sind Fremde, wir zahlen nichts, wir sind Gäste und sitzen in einem großen Raum auf harten Bänken.

In Catania gibt es wenig Antiquitäten, griechisch-sicilische Altertümer, man hat keine große Mühe ihnen auszuweichen. Nachbar Verna hat damit aufgeräumt, aber hier besteht die mittelalterliche Tradition der Mariometten.

Junge Männer, Hofarbeiter, Soldaten, bis zum Kreis, reben unten, lachen in der düstern Höhe, und da mein Begleiter eine Dame ist, wird sie mit überquerendem Vorhüllmantel hinausgeschleift, hinter der Bühne verstaubt und von den Akteuren mit Sonnenkolonnen traktiert. Hier sind nur Männer.

Mein Nachbar, von der Arbeit kommend, ohne einen Augenblick zu ruhen, erstickt mir das Gedächtnis, daß er nicht werden will. Es ist wirklich nur ein Stück des ganzen Spiels, das vier Monate lang jeden Abend seine Fortsetzung „ndet und täglich

weird. Ober in fernem anderen, wo dies nicht geschieht, aber dennoch der Feingealt eher Liebe geistig ist gegenüber dem Gewicht von Pflichten, Verlobungen. Ober auch die „Bermunfeste“, die etwa um der Familiengründung willen, aber ohne eigentliche Zuneigung geschlossen werden. Auch solche Ehen können als Pflichterfüllungsmoment im Verlauf des Lebens einen über ihren Nutzen hinauswachsenden Wertgehalt gewinnen. Jedoch bleiben sie meist Zeitverworfungen, wenn ein Mangel anfaßt. Wiederum andere Ehen werden durch die Illusion jugendlicher Lebensglück gestiftet, deren Wollungen die Erkenntnis derer Jugendsüßigkeit der Gatten nicht über selbst dann, wenn die richtige Liebe Mann und Frau vereinigt, ist damit durchaus kein mißliches Misereinander geschleitet. Auch die glückliche Ehe ist keine bequeme Mischkaffee, sondern gleich einem Schiff, das im Wogengang der Gefühle mit steter Wachsamkeit an den Klippen äußerer und innerer Schicksale vorbeisteuert. Und gerade darin, daß sie ein Wagnis ist, besteht ihre Großartigkeit.

Viele Ehen scheitern an den von außen auf sie einwirkenden Mitten und Sorgen: Unglück, Armut und Krankheit, viele unabhängig davon nur an den Mängeln der menschlichen Natur. Wir wollen hier nur von solchen, aus inneren Gründen entstehenden und eben deshalb bemerkenswerten Fälle sprechen.

Es ist nicht leicht, die lange Reihe gemeinsamer Alltags zugewandt harmonisch und gelobt zu gestalten. Es ist erst recht nicht leicht, einander auch nahe zu sein und doch so viel Abstand zu halten, daß keiner den andern bedrängt. Jeder Gatte bleibt auch bei inniger Vergemeinschaftung ein noch eigenem Geistes angetretenes Selbst. Jeder besitzt seinen eigenen Rhythmus von Ruhe und Wache, Frühling und Ernst, von Ehen und Fluten der Gefühle. Jeder soll volle Eingabe über und zugleich tiefe Eigenständigkeit wahren als die selbstverantwortliche Person, die er ist. Jeder Gatte hat Sorge zu tragen, daß weder er selbst noch der geliebte Partner sich fallen lasse in Herzenssträgheit und selbstliche Genossenschaft, die das nahe Zusammenleben entsäuern und belasten. Auch gestittene Menschen droht stets die Gefahr, daß sie sich in der Stille des Alltags zu wenig Mühe miteinander geben.

Es gibt Schwirigkeiten, die noch tieferen Quellen entspringen: verschiedene Temperamente, verschiedene Erfahrungen und Einstellungen, die sich in den zahllosen, gemeinsam zu treffenden Entscheidungen gegeneinander wenden und doch zum Einfall gebräut werden müssen. Niemand kann ein Gatte nur Wiederhall des andern sein, stets treten Situationen ein, in denen er Gegenpart sein muß. Damit solche unheimlichen Kämpfe nicht zur Entfremdung, sondern zu festerer gegenseitiger Durchdringung führen, bedarf es nicht nur der Liebe als Lehrmeisterin, sondern auch der Mäßigung vor den Geführgen und der Bereitschaft, ihm als ebenbürtige Person anzuertennen. — In dieser Hinsicht ist von früheren Generationen viel an dem verbliebenen, als dem schwächeren, der Verbindung von Doppelmehrheitsbeziehungen dienende Einrichtung, als welche sie den hoch bedient, mit dem geistreiche Menschen je überlassen haben.

Die eheliche Liebesgemeinschaft verlangt das Zueinandersehen, Sichfinden, die tiefe Solidarität und Opferbereitschaft — mit eigenwilliger Willkür und dem Drang des einzelnen, sich genügend auszuleben, ist je nicht vereinbar, aber auch nicht mit dem Gang zur Verantwortlichkeit. Innerer Bestand auf dem langen Wege zu menschlicher Reife geworden. Partien einander nicht nur durch begehende Eingabe, sondern ebenso durch Kritik und Widerspruch

von den Stammgästen mit rührendem Entschlossenheit — oft lärmend und überdramatisch — begleitet wird.

Der Vorhang geht auf, das Wunderbare beginnt. Die Puppen sind über einen Meter hoch und dreißig Kilo schwer. Starke Arbeiter führen die Figuren mit einer Begeisterung, und einer traditionellen Virtuosität, die man den Burlesken, wenn die Lustige ausleben, wenn sie auf der Bühne stehen liegen, nicht austrait. Der baueinzelne Prant hat den Kopf eine ebene bis Stande drücker den rechten Arm mit Schwert, der linke mit Schwert läuft an einer Schür. Alle Figuren sind mittelalterlich gepanzert in Silber oder Gold, wunderbar ausgearbeitet, scharf und poliert — und aufgelegt nach länges eines ganzen Winters, der Aufbau von Karl dem Großen und seinen Palatinen.

Zweifelhafte finden statt, ganze Schladion, zwischen Selben und Verräten, zwischen Gläubigen und Mohnen, zwischen feindlichen Brüdern, Dialoge, Verhörsfragen, Wehle des Kaisers, Intrigen der Könige, Empörung der Brünzeln. Wagen bringen Hochwürde, Karren tragen die Wägen, die besten Damen in goldenem Bruststück weinen und schluchzen. Die toten Selben häufen sich bei jedem Aufschluß.

Die Rolandlegende sind in Spanien sehr populär, der volle Satz kennt sich aus, ist vorbereitet. Solch Publikum wäre jedem Theater zu wünschenswert, das begierig vier Monate lang jeden Abend sich mit dem bergehäftigt. Die Männer brüllen, die Männer Intrigen mit den Sähen und lassen die Käufe, die Männer schluchzen, die Männer lassen sich in keinen Kinn loden: Jetzt kommt Orlando der

breiten Felde bewegen werden. Auch als gegen-
seitigen Besitzverhältnis läßt sich die Ehe, wie
sie sein soll, nicht betrieblen. Denn eine die
verschwiebsten Altersphasen und Entwicklungs-
stufen umfassende Lebensgemeinschaft kann nur
dann ihrer größten Gefahr, nämlich ihrer Ent-
leerung durch Schwelgen und Altag, stets aus
neuem entziffen werden, wenn sich die Gatten
außerhalb der beglückten Welt, wo sie einan-
der in ununterbrochener Ausgeglichenheit aus-
gelebt hätten, gegenseitig noch Freiheit gön-
nen für ein eigenes persönliches Leben.

Was sagen die Lehrer dazu?

Der „glettende Schättagelplan“.
Ein Erlaß des Reichsbergungsamtes in
Deutschland bestimmt, daß am Staatsju-
gendtag (der Samstag, 12. d. M.) künftig kein lehr-
planmäßiger Unterricht erteilt werden darf, son-
dern dieser Tag ausschließlich der nationalpo-
sitiven Erziehung dienen soll. Eine Uebertragung
der üblichen fünf Wochenstunden auf die
dörtigen fünf Wochenstunden ist für die mitt-
leren und höheren Schulen auf die Dauer nicht
taugbar, vielmehr muß der bisherige Wochen-
stundenplan auf sechs Tage verteilt bleiben. Da-
her muß ein weiterer festlicher Unterrichtstag
als Ersatz für den Staatsjugendtag angebracht werden.
Das hat zur Folge, daß die sechswöchige Schul-
woche fortan häufig um je einen Tag weite-
rgeleitet. Dieser „gleitende Schättagelplan“ soll nach
den Bestimmungen an allen mittleren und hö-
heren Schulen durchgeführt werden. Für die
Hochschulen bleibt eine weitere Regelung vorbe-
halten.

Warum brauchen wir unser Frauenblatt?

Eine Dejerin schreibt uns:
„Weil das Frauenblatt in seiner jegigen sehr
guten und klaren Art Einigkeit gibt in alle uns
Frauen berührende Gebiete, auch solchen von
großer Anregung bringt, denen durch äußere
Verhältnisse, wie Krankheit oder berufliche Ab-
geschliffenheit, Gebotenaustausch mit Gleichge-
sinnten fehlt.“

Rühne Afrika-Reisende von einst und jetzt.

Am 17. Oktober war es ein Jahrhundert her,
daß Alexandria Petronella Franzosi-
na Linne in Haag geboren wurde. Ihr großes
Vermögen machte es ihr möglich, drei unbe-
denkliche Reisen durch damals noch nahezu un-
bekannte Gegenden in Nordafrika zu machen. 1862
reiste sie mit Mutter und Tante nach Ostafrika.
Von dort aus führten sie den Weichen Nil hin-
auf bis Gondokoro. Das Dampfgeschiff, das sie ge-
nutzt hatten, nahm türkische Soldaten an Bord
zu ihrer Verteidigung. Dessen erkrankten
die Mitglieder der Expedition, auch Freule
Linne selbst, die sich aber nicht abschrecken ließ
und nach einer zweimonatigen Ankerreise in das
Land der Niam Niams, der berühmtesten Men-
schenfresser.
Mit 5 Schiffen und 200 Personen, 4 Kamelen
und Proviant für 10 Monate reiste man ab.
Drei Gelehrte waren mit ihr gegangen: H. von
Seuffelt, Baron d'Albany und Dr. Seubner.
Lehrt, sowie die Mutter Alexandrina, und
mehrere andere Europäer starben während dieser
Reise. Bis 1864 reiste sie aber die Reise
fort, obwohl auch ihre Tante in Ostafrika starb.
Nachher lebte sie längere Zeit in Kairo, wo
sie viele Sklaven freikaufte, Prozesse
führte gegen Sklavenhändler und sich
während einer zweimonatigen Ankerreise in das
Land der Niam Niams, der berühmtesten Men-
schenfresser.
Mit 5 Schiffen und 200 Personen, 4 Kamelen
und Proviant für 10 Monate reiste man ab.
Drei Gelehrte waren mit ihr gegangen: H. von
Seuffelt, Baron d'Albany und Dr. Seubner.
Lehrt, sowie die Mutter Alexandrina, und
mehrere andere Europäer starben während dieser
Reise. Bis 1864 reiste sie aber die Reise
fort, obwohl auch ihre Tante in Ostafrika starb.
Nachher lebte sie längere Zeit in Kairo, wo
sie viele Sklaven freikaufte, Prozesse
führte gegen Sklavenhändler und sich
während einer zweimonatigen Ankerreise in das
Land der Niam Niams, der berühmtesten Men-
schenfresser.

* Jede ununterteltete adelige Frau wird in den
Niederlanden mit dem Titel „Freule“ anredet.

nahme, daß sie ihm regelmäßig Nachrichten schrei-
ben sollte. Daher ließ man, daß Freule Linne
Ende März in Marokko schwer erkrankte und
zwei Monate nicht weiter sehen konnte. Zwei
holländische Matrosen ihrer Nacht führten dann
die Korrespondenz.
Im Juni erst konnte sie wieder weiter reisen.
Eines Tages kam in ihr Lager ein Häuptling
der Quarens mit der Bitte, daß sie, der ein
großer Haß von Güte und Weisheit voranging,
nicht sprechen möchte in einer Zusammentretung,
welche zwischen ihm und einem andern Quarens-
Häuptling stattfand. Sie stimmte diesem Wunsch
zu und reiste ins Lager dieses Stammes, um
den Streit abzugeben. Wahrscheinlich ist dies in-
direkt die Ursache ihres Todes geworden, denn
sie entschied unglücklich das Streit, dessen
der sie als Richter gerufen hatte. Und ihre Be-
neidung, zum größten Teil Quarens, waren im
ganzen auf der Seite seines Gegners Ja-
bur. Von Tag zu Tag wurden sie unangenehmer
und schließlich entstand ein Streit, wobei die
zwei holländischen Matrosen sofort getötet wurden.
Deshalb einige von Freule Linne losgelassenen
Negerknechten versuchten, sie zu retten, wa-
ren die Quarens schon in ihr Zelt gedrungen
und ermordeten auch sie.

Von der ersten Reise existieren zwei Bücher,
eins von ihrem Stiefbruder John Linne verfaßt:
„Geographical Notes on an Expedition in
Central Africa, by three Dutch Ladies“ (1816).
Während man in „Beremanns“ Mitteilungen
(1865) einen Artikel von von Seuffelt findet.
Am Tage ihrer Ermordung wurde sie in Ver-
bindung mit, Schuchardt in Nordafrika, beerdigt.
Zwei Jahre nach Alexandrines Tode wurde von
ihrem in England erzogenen Stiefbruder zu ihrem
Gedächtnis in der niederländischen Westindien-
„the Episcopal Church“ gegründet, welche noch heu-
zutage von der Englischen Kolonie besucht wird.

Ein Menschenalter vorher hat eine andere nie-
derländische Frau, u. a. auch in Ute n a g e d e
Mit als Lehrende mit ihrem Vater, Sidakif, durch-
gereist, welche Reise von dem deutschen Arzt
Georg Meißner, der der Expedition mit-
machte, beschrieben wurde. Auch das junge Mäd-
chen, das sich über Hunger und Entbehrungen
nicht beklagte, hat ein Tagebuch veröffentlicht.
Es kam vor, daß man nach 32 Stunden Fahrens
im Ochsenwagen kein Lager machen konnte, weil
entweder Buschmänner oder wilde Tiere es un-
möglich machten. Drei Wochen lang war Augusta
schwer krank inmitten der Wäster in der afri-
kanischen Wildnis.

Beide Frauen, die eine 1803/1804, die an-
dere 60 Jahre später, haben an Abenteuer-
lust und Willensstärke geknüpft. Die erste Ex-
pedition der Freule Linne kostete ihr 72,000
Gulden.

Wie anders eine Amerikanerin, die ich hier
für als Dritte erwähnen möchte und die noch
unter den Lebenden verweilt und nichts lieber
will, als zum fünften Mal den dunklen Erd-
teil bereisen.

Mrs. Delia J. Meleh hat in den Jahren
1904 und 1909 mit ihrem Gatten Ostafrika
durchquert, um Elefanten und andere wilde Tiere
zu dem Feldmuseum in Chicago und das Mu-
seum für Natural History in New York zu
erwerben. Hier war das Reisen Abenteuerlich. Auch
in diesen Tagen große Entbehrungen, aber auch
viele glückliche und ergiebige Erfahrungen, von
welchen die Amerikanerin in ihren beiden Bü-
chern „J. T.“, die „Biography of an African
Monkey“ und „Jungle Portraits“ erzählt.
Während des Weltkrieges war sie dann in den
Spitalen in Frankreich tätig. 1924 und 1929
reiste sie dann wieder im Auftrag vom Brooklyner
Museum für Kunst und Wissenschaft nach der
Südpazifik-Kolonie und dem Inselstaat hinauf bis
zur Grenze Mexikos. Eine einzige weise
Frau nach Gegenden, die vorher kaum drei weise
Männer bereist hatten. Als ihre Arbeit für das
Museum hinter ihr lag, gab sie auf eigene
Kosten in diesen Jahren ein „Weltreisen“ heraus,
wo sie mehrere Monate lebte, um die Sitten
und Gebräuche der Pygmäen zu studieren.
Auch sie erkrankte schwer und sie erzählt, daß
eines ihrer merkwürdigsten Erlebnisse gewesen
sei, als sie in ihrer aus Gras und Lehm ge-
bauten Hütte im Urwald, in die nur wenige
Augenblicke am Tage das Licht durchdringen
konnte, zwei Diener diskurrieren hörte, ob sie
sie nach ihrem Tode katholisch mit gekreuzten
Händen, oder nach den Sitten der Protestan-
ten mit den Händen an den Seiten begraben
sollten.

Wer weiß woher — in langer Reihe von Mund
zu Mund — diese Texte gekommen sind, denn sie
sind nirgends aufgeschrieben, werden absolut un-
literarisch und mit solch dynamischer Kraft, mit so
viel geliebter Natürlichkeit, daß sie nicht nur das
Brot des Schenkwirtschafters durch ihre herofischen, phan-
tasiehaften, liebevollen, blutdürstigen Szenen im Mann
halten durch Jahrhunderte, sondern auch einen theo-
retischen und kinematographischen Künstler nicht nur
kurz amüsiert, sondern für länger und tief er-
greift.

Wichtige Worte, sagt mein Nachbar, wird das
Spiel zu Ende sein. Da wird kein Schluß mehr
den und wenn der große Roland stirbt, werden
wir alle weinen. Aber jeden Herbst fängt wieder
von vorne an, meint er tröstend, dann mißt ihr
kommen und Euch das Ganze ansehen.

Die Spieler hinter der Bühne sind erschöpft und
rot vor Anstrengung, aber stehend und selbstbe-
wußt stellen sie uns ihre Bestrebungen vor, die ge-
sonderten Qualitäten, den großen Haß, und
ungeheißer im Leben und Schreiben, ohne Anteil an
vielen Erregungsmomenten der Zivilisation sind sie
unbewußt Träger einer lebenswichtigen Tradition,
lester Zweig einer alten Kultur.

So ist denn Catania für uns durch die Er-
innerung an diesen Abend dennoch auf höchsten
Stand zu erheben und für den, der einmal dort
verweilt hat, habe ich den Namen, der aberm
Lore steht notiert, die Straße habe ich vergehen:
Teatro siciliano, Proprietario Signore Cifala.

Jakob Jach.

Eine tapfere Kämpferin.

Ein Gespräch mit Irene Garand, der Kämpferin gegen Rassenhaß und
Menschennot.

Sie ist jung und anmutig. Das banale Wort
„hübsch“ ist nicht am Platz, dazu hat sie —
bei aller Heftigkeit etwas zu Ernste, Ergrei-
fendes. Große braune Neugierden blicken aus
einem schmalen Oval; sie sind rein und tief,
wie das Wollen dieser jungen Oesterreicherin,
die ganz allein eine heute schon beachtliche Be-
wegung gegen den Wahn des Antisemitismus, ins
Leben gerufen hat.

Wir haben uns bei einem der zahlreichen Ge-
spräche in eine stille Ecke geflüchtet, und
endlich kann ich unter vier Augen mit Irene
Garand sprechen, deren Namen ich schon oft
nennen hörte.

„Und was hat sie bewegt, in den Kampf
einzutreten — in diesen gewiß nicht leichten
Kampf?“ frage ich.

„Meine religiöse Ueberzeugung“, antwortet
Irene Garand schlicht, „ich bin eine fromme
Christin. Christentum und Antisemitismus sind
unvereinbar.“

„Dennoch bringen es so viele fertig, sich Chri-
sten zu nennen und unchristlich zu handeln.“

„Das schreie, ich verstehe mich nicht ganz
traurig. Wenn Sie ahnten, wie tief mich das
alles drückt, Sie möchte fast um Verzeihung
bitten für die Unmenschlichkeiten dieser Zeit,
und ich kann nicht schweigen, denn wer duldet,
macht sich mitschuld.“

„Wollen Sie mir ein wenig von Ihrer Ju-
gend, von Ihrem Entwicklungsgang erzählen. Es
müssen besondere Umstände gewesen sein, die
Sie auf Ihren Weg führten.“

„Gerne. Ich will Ihnen von meiner Mutter
erzählen, denn ihr dankt ich meine Ueberzeu-
gungen. Sie war eine so wunderbare, groß den-
kende Frau. Sie starb, als ich 18 Jahre alt
war. Ich bin Kind einer christlichen Waise,
mein Vater Katholik aus Deutschböhmen, der
berühmter Schachspieler, meine Mutter Ste-
phanie, eine aus dem böhmischen und Fran-
zösischen. Der Begriff Religion wurde in mei-
nem Elternhaus ebenso tief wie frei aufgefaßt —
es war die Religion des Gut-Handelns, der
Brüderlichkeit, der Toleranz, die meine Mut-
ter mir einprägte. Sie lehrte mich das Ge-
meinsame aller wahren Religion verstehen, die
Verbundenheit aller guten Menschen auf glei-
chen Grundlagen.“

„Und welches war ihr Bildungsgang? Wie
erwarben Sie ihr geistiges Nützigung?“

„Damit ist es nicht allzu gut bestellt. Als
der Krieg ausbrach, war ich 13, gehöre also zu
der Generation, deren Entwicklung körperlich und
geistig unter recht ungünstigen Bedingungen fiel.
Ich habe später ganz studiert, aber meine Ge-
sundheit war zu sehr. Mit 18 Jahren habe ich
meine liebe Mutter verloren. Nicht viel später,
mit 20, hatetete ich einen früher aktiven Offi-
zier, der jetzt Staatsbeamter ist.“

„Er wird sicher oft um Sie besorgt sein, wenn
Sie sich nicht nur alten Anstrengungen, sondern
auch allen Gefahren Ihres Feldzuges für Auf-
klärung und Gerechtigkeit aussetzen. Wäre er
nicht gewöhnt?“

„Ja, auch wenns ihm nicht immer leicht wird.
Aber er meint, wir müssen alle tapfere Kämpfer
sein und ich wäre eben ein Soldat des Frie-
dens. Ich habe nicht wenig Drohbriefe bekom-
men; meinen Freunden lud oft bang in diesen
letzten Jahren meines öffentlichen Wirkens. Aber
meine Bewegung wächst; sie hat jetzt in Oester-
reich über 25,000 Mitglieder, in Deutschland über
100,000 Mitglieder, in England über 100,000
Mitglieder.“

„Hatten Sie viel Freunde unter den Juden,
als Sie begannen, für sie einzutreten?“

„Selbstverständlich ganz wenige, aber unter die-
sen wenigen gute, achtenswerte Menschen. Als
nun aus Deutschland diese furchtbaren Nachrich-
ten kamen, als die Wogen der Grausamkeit und
des Haßes herüberzogen nach Oesterreich, da
ließ es mich keine Frage mehr. Ich feste mich
hin und schrie eine Antwort an Hitler, „Sie in-
nen.“ Es ist eine Kritik an dieser „Juden-
kreuzzeit“, auf deren Grundlage die Menschen-
rechte geschändet werden.“

„Es scheint mir eine selbstverständliche
Pflicht der ganzen gesitteten Welt,
sich gegen die Brutalitäten aufzubäumen, gegen
die Diffamierung und Verungünder deutscher Ju-
den und Katholiken.“

„Ich möchte allen die Augen öffnen über die
Haltlosigkeit des Rassenkardpunktes, mit dem
ja zugleich der ganze Judentumspott fallen muß.“

„Irene Garands Buch, im Verlag „Gerechtigkeit“,
Wien (wo auch ihre Zeitschrift „Gerechtigkeit“
herauskommt), erschienen, ist eine glückliche
Übereinkunft mit Hitler und dem Dritten Reich.
Es ist kein Feindesverweh und wendet sich nicht
an Jüden, es bringt eine Fülle von Tatsachen,
die Sagen und Verleumdungen entgegengesetzt
werden können: Geschichtliches und Völkerkun-
des gegen den Rassenwahn und die angelegenen
„rassischen“ Eigenschaften der Juden, gegen die
Sagen über den Talmud, den Ritualmord und die
„Werden von Zion“; es ist reich an Bei-
spielen jüdischer Kulturarbeit alter und neuer
Zeit, jüdischer den Anteil von „Nichtariern“ an
Kunst, Wissenschaft, sozialer Arbeit, das Sel-
bentum zahlreicher jüdischer Soldaten und Offi-
ziers im Weltkrieg, insbesondere auch als Alie-
ger.“

„All dies stellt die Verfasserin dem Vernich-
tungsfeldzug gegen das deutsche Judentum ge-
genüber, und sie warnt vor der Ausbreitung
des antisemitischen Giftes in benachbarten Kul-
turen.“ Sie hat erkannt, wie sehr Blut und
Judentumspott den Boden allenthalben auflockern
und für Giftankämpfung empfänglich machen, vor allem
bei der Jugend. Sie warnt die Mütter.

„Sagen auch Sie es den Frauen und Müt-
tern“, meint sie, „daß eine Mutter, die erlaubt,
daß ihr Kind sich in ein Kinderbett einschleicht,

ihre Kind selbst fürchtbarer moralischer Gefahr
aussetzt. Der Judentumspott darf keine Heimstätte
in Herzen haben. Heute wird er als Gift für
die Wäde der Wirtschaftskrise verwendet, die
doch niemals durch Verfolgung einzelner Gruppen
oder Völkerrassen, sondern nur durch große
soziale Reformen geheilt werden können.“

„Was meinen Sie, als Christin, dazu, daß
dieser Rassenwahn auch die Grundlage des Chri-
stentums, die Taufe, nicht anerkennen und Men-
schen, die mitunter schon in dieser Generation
christlich sind, aufs neue zu Juden fähig?“

„Diese Frage behaft keiner Antwort. Es ist
alles Wahnsinn. Das Gattentum ist für die
ganze Kultur die größte Gefahr. Ihre Wä-
gen dagegen sind: Eifer, Verachtung, Haß,
Wahrheit, Gerechtigkeit — vor allem aber wieder
und wieder Nächstenliebe. Ich möchte nur
den Opfern den Trost geben, daß es Menschen in
der Welt gibt, die sich mit dem Terror nicht
abfinden, die kämpfen wollen, bis sie von ihren
Feindern erlöst sind.“

„Leider ist Irene Garand, die gerne in Genf
sprechen wollte, hier nicht zu Wort gekommen.
Es geschieht stets, ihr Thema paßt nicht in den
Rahmen der vielen Veranstaltungen ihrer Frau-
envereine. Aber die Genfer Atmosphäre leuchtet,
weil das dies nicht der eigentliche Grund war.
Von all den teils berühmten Frauen, die hier
waren und noch sind, ist keine eine nähere
und überzeugendere Bekämpfung weltlicher
Frauenarbeit als diese junge, zarte Oesterrei-
cherin, die ihr Gattentum in die
Defensivität, um sich aufzukleben gegen Ras-
senhaß und Menschennot.“

Irene Garand ist eine Gläubige. Ihre Dar-
stellung ist schlicht und volkstümlich — vielleicht
findet irgend jenseits, fast kindlich gläubig an
den Sieg des Guten auch ein Massenfeld über
Menschenherzen und aus ihren 25,000 werden
25 Millionen in allen Ländern. Bis.

Eine wahre Geschichte.

Ein amerikanisches Blatt, „Regina Leader“
„Boh“, schildert im folgenden eine Begebenheit, so
wie sie offenbar protokolliert wurde und die
keines weiteren Kommentars bedarf: „Eine be-
herrschende Kontrollstelle prüfte die Gehälter der
Beamten der Staatsanwaltschaft. Man las
„D. E. GreenSmith: 1800 Dollars.“
Der F. G. Dorrance wollte wissen, warum dieser
Angehörige so viel weniger Gehalt bekomme, als
die anderen, von denen man las: „L. V. McLean:
3800 Dollars; S. Duigg: 3700 Dollars; J. E.
Santoro: 3700 Dollars, und S. Abrain: 3500
Dollars.“

Da wurde ihm gesagt, daß D. E. GreenSmith
eine Frau sei. Mr. Dorrance fragte, weshalb sie
dann so viel weniger bekommen sollte.
„Ich denke“, erwiderte Mr. Davis, Oberstaats-
anwalt, „weil sie ein weiblicher Anwalt ist.“
„Dann ist das also eine Sache des Geschlechts?“
fügte G. S. Williams hinzu. Und mehr konnte
man nicht gut dazu sagen!“

Von Büchern

Ein Menschenbuch!
Wahrlich, wenn ich jemanden, den ich lieb habe,
durch ein Geschenk erfreuen möchte, ist würde ihm
am liebsten dies Buch geben. Man blättert darin,
man schaut... und man hat sofort den Wunsch:
Viele tollten mit einem schmalen! Denn es ist ein
Bilderbuch, ein außerordentliches Bilderbuch. Ein
Bilderbuch für die großen Leute. Ich spreche vom
„Bilderbuch eines Leica-Mateurs“
von Rudolf Reifloz (Verlag Frey
und Wasmuth, Zürich, Preis 12.50 Fr.)
Es nicht billig, nein. Aber das kann es
auch nicht sein. Wer es kauft und besitzt,
macht eben ein großes Geschenk. Ein Geschenk,
das viel größer ist als sein Preis: Eine Fülle
von Schönheit tut sich auf für den, der in die-
sem Bilderbuch blättert. Auf 160 Bildern ist
Großformat ist von der Schönheit der Welt ein

„Vater will den
Kaffee kräftig?!
Gib ihm Kathreiner
mit etwas Frack-Aroma!
Das schmeckt und
bekommt ihm
— und Du sparst.“



„Vater will den
Kaffee kräftig?!
Gib ihm Kathreiner
mit etwas Frack-Aroma!
Das schmeckt und
bekommt ihm
— und Du sparst.“

Literarische Beilage.

Editha Klipstein:

Anna Linde, Roman.

S. Goverts Verlag, Hamburg.

Die Leiter des neu gegründeten Verlagsbüros S. Goverts, Hamburg, haben mit und ohne Sie...

Anna Linde, um die Jahrhundertende ein junges Mädchen, dem literarischer Verstand...

Und doch wird es unbillig, Anna Lindes Schritte, die sie schrittweise ihrem Zentrum...

ruht." Jetzt sind es die Mächte. Ihnen sind viele Kräfte anzuweisen, und sie mühen sich in die eine...

Anna Schieber: Wachstum und Wandlung. Ein Lebensbuch. Rainer Wunderlich, Verlag Tübingen.

Anna Schieber breitet in diesem Buch den unergreiflichen Reichtum ihres Lebens und ihres Da-seins...

Anna Schieber läßt uns in den Kinderjahren das geheimnisvolle Verbotenen von Mutter und Kind...

Dieses Unerschrockene und Unerschrockene ist in selbstmühtigem Einverständnis...

Einmal erhebt sie in der Sterkelammer so etwas wie ein Wunder. Ein junger Mann mit Starckampf...

Non besonders und geheimnisvollen Eigenheiten und Bewegungen ist das Buch voll. Greifend die...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Ich verborgen vor den anderen in den geheimen Schlußworten des Briefes...

Einmal erhebt sie in der Sterkelammer so etwas wie ein Wunder. Ein junger Mann mit Starckampf...

Non besonders und geheimnisvollen Eigenheiten und Bewegungen ist das Buch voll. Greifend die...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Anna Schieber erzählt die schöne, mühselige Gabe des Erzählens. Ihr Wesen erhebt im Empfangen...

Aus dem Roman von Editha Klipstein "Anna Linde".

(Mit älterer Erlaubnis des Verlages S. Goverts, Hamburg, abgedruckt).

Die Seiten des Künstlers lassen sich so wenig nachahmen wie die Seiten des Liebenden. Doch bietet das Theater des Lebens...

Aus dem Roman von Editha Klipstein "Anna Linde".

(Mit älterer Erlaubnis des Verlages S. Goverts, Hamburg, abgedruckt).

Die Seiten des Künstlers lassen sich so wenig nachahmen wie die Seiten des Liebenden. Doch bietet das Theater des Lebens...

Aus dem Roman von Editha Klipstein "Anna Linde".

(Mit älterer Erlaubnis des Verlages S. Goverts, Hamburg, abgedruckt).

Die Seiten des Künstlers lassen sich so wenig nachahmen wie die Seiten des Liebenden. Doch bietet das Theater des Lebens...

Aus dem Roman von Editha Klipstein "Anna Linde".

(Mit älterer Erlaubnis des Verlages S. Goverts, Hamburg, abgedruckt).

Die Seiten des Künstlers lassen sich so wenig nachahmen wie die Seiten des Liebenden. Doch bietet das Theater des Lebens...

